Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 20 (1934)
Heft: 16

Artikel: Ueber indo-britisches Schulwesen
Autor: Kaufmann, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-540044

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus diesen Zahlen ist ersichtlich, selbst wenn man alle Municipalschulen als solche gelten lässt (siehe oben!), wie entwickelt das Privatschulleben ist. In deutschen Municipien sind die Privatschulen am meisten verbreitet. So zählt z. B. Lageado 96 Privatschulen, 9 Staatsschulen und 10 Municipalschulen. Das Municip Lageado ist fast ganz deutsch!

Das ganz brasilianische Municip Alegrete hat Staatsschulen 4, Municipalschulen 34 und Privatschulen 3. Der Vergleich ist lehrreich!

Ohne die Mitarbeit des Volkes bei den Privatschulen und ohne die ungezählten Anstalten religiöser Orden und Kongregationen wäre die Volksbildung in Brasilien bei allem guten Willen der Regierungen ein kaum zu bewältigendes Problem. Möge deshalb zum Besten der Vereinigten Staaten von Brasilien die Mitarbeit der Privatschulen fortdauern. Ihre Verkümmerung durch Einschränkung der Freiheit hätte einen verhängnisvollen Rückschlag in der Volksbildung, zumal in den Kolonien des Südens, zur Folge.

Santa Maria, Rio Grande do Sul.

Johann Rick.

Ueber indo-britisches Schulwesen

In der ersten Nummer unserer erneuten „Schweizer Schule" (S. 46) wird angeregt, auch „die Schulverhältnisse in andern Staaten" gelegentlich zu behandeln. Machen wir einen Versuch mit dem Schulwesen des indo-britischen Kaiserreiches! Es ist leichter darüber zu reden als über andere Verhältnisse Indiens, die eine Menge geographischer und geschichtlicher Vorkenntnisse erheischen. Viel wird über Indien geschrieben, von der Revolution bis zum Erdbeben; und doch verraten oft wenige Zeilen, wie wenig man vom wirklichen Indien kennt. Es ist wahrhaftig nicht „das klassische Land des Buddhismus", und seine Bewohner nennt man nicht „Indianer". Doch nun zum indo-britischen Schulwesen! Sagte jemand statt dessen „anglo-indisch", so wäre das schon verfehlt; denn dieser Ausdruck hat eine Bedeutung, die nicht auf Gesamtindien anwendbar ist.

Mahatma Gandhi hat unter anderm der englischen Kolonialmacht immer wieder vorgeworfen, sie habe durch ihr Schulwesen sein Volk vergewaltigt und verdorben. Darum gehörte auch der Schulboykott zu seinem Revolutionsprgramm; und sein Adjutant Patel forderte zur Vernichtung der Schulen auf. Der Engländer seinerseits hält dem Indier gerne vor, dass gerade durch die Schulpolitik der Regierung zum erstenmal in der Geschichte Hindostans so etwas wie ein allgemeines Nationalbewusstsein geweckt worden sei. Kommen wir von parteigefärbten Behauptungen zu nüchternen Tatsachen! Immerhin noch eine wichtige Vorbemerkung!

1919 erhielt Indien durch die sog. Montagu-Chelmsford - Verfassungsreform beschränkte parlamentarische Freiheiten. In den britischen Provinzen wurden gewisse öffentliche Angelegenheiten verantwortlichen indischen Ministern unterstellt, darunter auch das Volksschulwesen einschliesslich der Mittelschule. Nach zehn Jahren sollte eine königliche Kommission zuhanden des Parlaments von Westminster das Funktionieren dieses parlamentarischen Experiments untersuchen. 1929 kam denn auch die genannte Kommission nach Indien unter Führung des jetzigen britischen Aussenministers Sir John Simon. Sie heisst deswegen kurz die Simon-Kommission. Unter ihr arbeitete ein besonderes Komitee für Erziehung, bestehend aus 3 Engländern und 3 Indiern. Wir stützen uns vielfach auf den offiziellen Bericht dieses Komitees vom Oktober 1929, greifen aber auch gerne auf eigene Erkenntnisse und Erfahrungen zurück, erworben von 1915—1931 im indo-britischen Schuldienst. Ein ausgezeichneter Kenner und ehrlicher Freund Indiens hat gesagt, der Komitee-Bericht habe die Indier so wütend gemacht, weil er so wahr sei.

Obschon es in Indien von altersher Pundits und Gurus, Gelehrte und Lehrer, gab, so kann doch bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts kaum von Ansätzen zu einer Volksschule die Rede sein. Sowohl für die alt-indischen Sprachen als auch für die gesprochenen Idiome gab es keine gedruckten Bücher, und ein geordnetes Schulwesen war gänzlich unbekannt. Schulen

hier und dort, meist von Brahminen geleitet, erfassten nur einen verschwindend kleinen Teil der Jugend. Mädchenerziehung war überhaupt unbekannt, ja undenkbar. Denn nach orthodox-hinduistischer Anschauung „ist des Weibes schönster Schmuck die Unwissenheit"; und studierende Mädchen gelten auch heute noch in solchen Kreisen als bedenkliche Wesen. Der Nichtbestand einer allgemeinen Erziehung vor dem staatlichen Eingreifen der Engländer ist ein weiterer Beweis, dass die vielgepriesene Kultur Indiens niemals eine Volkskultur, sondern höchstens eine Fürsten- und Priesterkultur gewesen ist. Der Gegensatz besteht heute noch. Hart an den Toren des Fürstenpalastes oder des Tempels beginnt das allerprimitivste Leben des Volkes.

Warren Hastings, der erste Generalgouverneur, gründete 1781 die erste Schule nach europäischen Begriffen, allerdings nur für Mohammedaner. 1792 eröffnete der britische Resident in Benares eine Schule für Sanskrit; und 1813 empfahl das englische Parlament dem Generalgouverneur, jährlich eine bescheidene Summe zur Förderung der Erziehung ins Budget zu stellen. Das wollte viel heissen; denn damals kannte man in England selber noch kein staatliches Schulwesen. Der Stockengländer glaubt auch heute noch nicht recht an allgemeine Volksschulung; und das beliebte Schlagwort der Schweizer Liberalen vor 100 Jahren „Volksbildung ist Volksbefreiung" liesse ihn ziemlich kühl. „Old England" hält nicht viel von der politischen Befähigung der grossen Masse, wenn es auch gelegentlich entzückend demokratisch tut.

Kaum hatte die indische Regierung die Schulfrage aufgegriffen, als sich eine lebhafte und lange Kontroverse darüber entspann, ob die künftige Schule Indiens indisch-orientalisch oder englisch-okzidental sein soll, praktisch genommen: ob als Schulsprache das Englische oder nach den verschiedenen Gegenden die entsprechende indische Sprache zu gelten habe. 1835 fiel die Entscheidung zugunsten der „English Education", wie man sich ausdrückte. Auch damals funktionierte an Ort und Stelle eine königliche Kommission zur Untersuchung dieser Sprachenfrage; ihr einflussreichstes Mitglied war der berühmte Geschichtsschreiber Thomas Babington Macaulay. Heute ist es dokumentarisch erwiesene Tatsache, dass die massgebendsten Indier, wie z. B. Ram Mohan Roy, das englische System fast eifriger befürworteten als die Engländer selber. Manche hohe Beamte waren entschieden für einen orientalischen Schulbetrieb, und zahlreiche Gutachten sprachen sich in diesem Sinne aus. Ob sie von politischen Erwägungen eingegeben waren, ist eine andere Frage. Aus Stadt und Land liefen dagegen Bittschriften ein, worin die Regierung um Errichtung englischer Schulen ersucht wurde. Durch diese Schulen hoffte man am sichersten zu einem Aemtchen zu kommen. Noch heute steckt es in den Köpfen vieler Studenten, dass nach den englischen Examen der Staat sie irgendwie versorgen müsse. Man kann also nur zu agitatorischen Zwecken behaupten, die britische Kolonialmacht habe den Indiern die englische Erziehung aufgezwungen.

Die volle Organisation des indo-britischen Schulwesens begann 1854, als die indische Regierung von London aus verpflichtet wurde, „ein wohlgegliedertes Erziehungssystem aufzubauen von der Primarschule bis zur Universität". In den folgenden Jahren entstanden an den Regierungssitzen der einzelnen Provinzen eigene Erziehungsbehörden, deren höhere Funktionäre einer besondern Beamtenkategorie, dem „Indian Educational Service" entnommen wurden. Engländer und Einheimische sind da kunterbunt gemischt, vielmehr als in dem weltberühmten „schweigsamen Dienst", dem fast kastenmässig exklusiven „Indian Civil Service". 1857 entstanden die drei grossen Landesuniversitäten Kalkutta, Bombay und Madras, in ihrer Organisation Nachbilder der „London University". Sie bestehen demnach aus einer akademischen Zentralbehörde für Examina und anderweitige Kontrolle und aus den sog. Universitätskollegien für den eigentlichen Studienbetrieb. Erst in neuester Zeit hat die Universität selber Lehrstühle errichtet. Doch fangen wir unten an!

Der äussere Aufbau des indo-britischen Schulsystems zeigt folgende Stufen. Die Grundlage bildet selbstverständlich die Primarschule und zählt vier, höchstens fünf Klassen. — Kindergärten gibt es nur, wo europäische und europäisierte Familien sich zusammengefunden haben, also in Handels-, Eisenbahn- und Militärzentren. Nebenbei bemerkt: es gibt in dem Lande mit seinen nahezu 360,000,000 Einwohnern nur etwa 150,000 Euro-

päer, die gesamte englische Besatzungsarmee eingeschlossen. — In der Primarschule herrscht noch die Eingeborenensprache; ein wenig Englisch wird nebenher getrieben. Für europäische Eltern ist es darum immer ein Problem, ihren Sprösslingen einen passenden Elementarunterricht zu sichern. Oft bleibt kein anderer Ausweg, als die Kinder nach Europa zu schicken.

An die indische Primarschule schliesst sich die englische „High School" an, was etwas reklamesüchtige Leute hie und da mit „Hochschule" übersetzt haben. Wörtlich stimmt's; aber in Wirklichkeit ist die „High School" eine Art Mittelschule, die noch vieles zu leisten hat, was eigentlich in die Primarschule gehört. Besonders im Englischen muss tüchtig nachgeholfen werden; darum ist die achtklassige „High School" oft noch unterbaut von zwei bis drei Vorbereitungskursen. Etwa vom fünften Jahre an ähnelt die „High School" unseren Gymnasien, wenn man sich dabei einen Mischtypus vorstellt. Das Studentlein kann nämlich wählen zwischen alten und modernen Sprachen, und auch die orientalischen Sprachen sind anerkannt. Die „High School" schliesst ab mit der Matura oder „Matric", wie man in Indien sagt. Der Name bedeutet, dass der erfolgreiche Schüler nun zur Immatrikulation an einem Universitätskolleg berechtigt ist. Eine Altersgrenze hiefür besteht seit längerer Zeit nicht mehr. Diese „Matric" wird auch schon von der Universität abgenommen.

Das Universitätskolleg ist philosophisch-literarischer oder juristischer oder medizinischer oder handelswissenschaftlicher Gattung. Also nicht die „High School", sondern das Kolleg ist die Hochschule Indiens. Da erst geht's akademisch her und zu; das Schulzimmer hat sich in den Hörsaal oder das Laboratorium verwandelt. Der vierjährige Kollegkurs führt zum Baccalaureus der erwählten Wissenschaft oder durch freiwillig verlängertes Studium zum Magister. Das Doktorat verleihen die indischen Universitäten nur „honoris causa", und das — zu ihrem Lobe sei's gesagt! — äusserst selten. Fast sämtliche Examina sind ausschliesslich schriftlich, und Berge von Papier werden verschrieben. Die Universität von Kalkutta zählte ja noch jüngstens 29,000 und die von Bombay 20,000 Studenten.

Die letzte Phase indo-britischer Schulpolitik bestand, wie gesagt, in der Unterstellung des untern und mittleren Schulwesens unter parlamentarisch-verantwortliche Minister. Das war 1919. Der Simon-Bericht von 1929 geht mit diesen indischen Unterrichtsministern ziemlich scharf ins Gericht, verschleiert aber auch nicht die Mängel des nun einmal bestehenden Schulsystems. Und weiter liest man da Sätze wie folgt: „*Erziehung unter den Massen Indiens zu verbreiten, dieselbe wirksam zu gestalten und in guter Verfassung zu erhalten, sie in ihren verschiedenen Stufen den Bedürfnissen des Volkes anzupassen, ist in der Tat eine überaus schwere Aufgabe. Selbst wenn der eifrige Erzieher seine Bemühungen auf das Mindestmass beschränkt, stösst er auf unüberwindliche Hindernisse. Der indische Dorfbewohner mag es dulden, dass sein Kind ein Jahr in die Schule gehe; aber sobald es daheim oder im Felde etwas helfen kann, wird das Kind aus der Schule genommen, da ja der Kleinbauer für Bildung gar kein Verständnis besitzt. Neun Zehntel der Bevölkerung Indiens leben in Dörfern; und die meisten dieser Dörfer sind so klein und so zerstreut, dass es schwer hält, eine Primarschule daselbst in Gang zu bringen. Dazu kommen die Schwierigkeiten vonseiten des Kastenwesens und der Religionsgruppen. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, dass der Aufbau eines wirklichen Volksschulsystems in Indien und die Heranbildung einer unterrichteten Landbevölkerung eines der grössten Probleme bildet, das Erzieher je zu bewältigen hatten.*" Offenbar erblickt das Simon-Komitee eine wesentliche Schwierigkeit auch in dem eigentümlichen Charakter Indiens und seines Volkes. Eine dünne Oberschicht abgerechnet, empfinden die Millionenmassen kaum ein Bildungsbedürfnis. Pfiffig werden manchmal die Kleinsten zur Schule geschickt, weil sie die grosse „Ayah", das allgemeine Kindermädchen, sei. —

Nächstes Jahr kann das indo-britische Schulsystem sein hundertjähriges Jubiläum feiern; 1835 wurde es ja eingeführt. Was sagt uns eine Rückschau? Wie steht es mit den Ergebnissen, soweit sie statistisch erfassbar sind? Wie viele Menschen genügen der Minimalforderung in Lesen und Schreiben? — In Gesamtindien sind es 13,9 % männlichen und 2,1 % weiblichen Geschlechts. In den britischen Provinzen, die aber auch den grössten Teil der 20 Millionen

halbwilder Ureinwohner beherbergen, ist das Verhältnis 14,4 % und 2 %. Besser stehen die Dinge in einigen mittelgrossen Fürstentümern des Südens und des Westens. Die amtliche Statistik gibt für Travancore 38 % und 17 %, für das benachbarte Cochin 32 % und 11 %, für Baroda an der oberen Westküste 24 % und 5 %. Bei Travancore und Cochin hat zweifelsohne die ziemlich zahlreiche und schulfreundliche Christenbevölkerung das Resultat günstig beeinflusst; und gewiss steckt auch das gesegnete Wirken unserer Menzinger Schwestern dahinter. Unter dem allindischen Durchschnitt stehen die grossen Eingeborenenstaaten. Die „Dominion" des Nizams von Haiderabad zeigt 6 % und 0,8 %, die Staatengruppe von Rajputana 7 % und 0,5 %, die indische Schweiz, das Bergland Kaschmir 5 % und 0,3 %. Bemerkenswert ist ferner die rasche Abnahme der Schülerzahl in den Primarklassen. 1925 zählte man in der I. rund 3,500,000, in der II. 1,200,000, in der III. 900,000, in der IV. 660,000, in der V. 400,000. Wir kennen die Erklärung. Die Landbevölkerung ist noch gar nicht schulfreundlich, mag auch die Regierung heute rund 120,000,000 Schweizerfranken dafür zur Verfügung stellen. Doch ist man nicht ohne alle Hoffnung; denn von 1922—1927 ist die Primarschülerzahl in Britisch-Indien von 7,000,000 auf 9,000,000 gestiegen, und das trotz Gandhis Schulboykott. Gandhi versuchte sogar, neben den Staatsschulen und den staatlich subventionierten Privatschulen seine eigenen Schulen zu errichten; er ist bei dem Unternehmen jämmerlich gescheitert. Nur unter tätlichem Parteiterror und ständiger Belästigung haben da und dort Eltern ihre Kinder aus den „satanischen" Fremdschulen für einige Zeit zurückgezogen. Wie oft geschah das unter demütigen Entschuldigungen und mit dem Versprechen, sie baldmöglichst wieder zurück zu schikken! — Ueberschaut man die wirklichen Schulverhältnisse Indiens, so wird die Antwort ziemlich leicht auf die Frage, ob für Indien die Stunde nationaler Mündigkeit und Selbstregierung schon geschlagen habe. Ein selbständiges Indien wäre in kürzester Zeit noch unglücklicher als China.

Nun einige Bemerkungen zum Mittel- und Hochschulwesen, zur „High School" und zum Universitätskolleg! Die allgemeine Kritik lautet, dass das Erziehungswesen Indiens „top-heavy" = „kopfschwer" sei. Es ist auch nicht unpassend mit einer Pyramide verglichen worden, die auf der Spitze steht. Der mittleren und höheren Schulen sind es viel zuviele; aber es fehlt die breite Basis der Volksschule. Wenn z. B. für die Universität Kalkutta allein mehr ausgegeben wird als für das gesamte Primarschulwesen der Provinz Bengalen mit über 40,000,000 Einwohnern, so ist das bezeichnend. Aber den Nagel auf den Kopf trifft die Simon-Kritik, wenn sie sagt: „*Die höhere Erziehung ist durchaus nicht auf die soziale und ökonomische Struktur des Landes eingestellt. Die erzieherischen Ganz- oder Halbprodukte übersteigen die Fähigkeit des Landes, sie zu verwerten, sei es im Staatsdienst, in den höheren Berufen oder auch nur in Handel und Industrie. Das Ende ist viel Enttäuschung und folglich viel Unzufriedenheit.*" Nicht von ungefähr ist es gekommen, dass die höheren Schulen wahre Brutstätten der Revolution geworden sind. Das Simon-Komitee empfiehlt denn auch nachdrücklich, das höhere Unterrichtswesen energisch einzudämmen und weit mehr als bisher auf die Qualität der Studenten und der Studien zu achten. Von den Universitäten heisst es noch eigens: „*Sie sind überfüllt von jungen Leuten, die weder intellektuell noch materiell einen Nutzen von der Universität haben. Für Unzählige sind die akademischen Jahre eine Geld- und Zeitverschwendung.*" Man kann das als langjähriger Zeuge an Ort und Stelle nur unterschreiben. Die offizielle Warnung wird erst recht verständlich bei der Tatsache, dass von 1917—1927 die Frequenz der Mittelschulen um 25 %, die der Universitäten sogar um 50 % gestiegen ist. Das katholische Franz-Xaver-Kolleg im Bombay zählte 1915 etwa 500 Studenten, heute genau 1728. Die Universitätsjugend Indiens stieg in den letzten Jahren auf rund 70,000. An und für sich wäre das nicht übermässig bei einer Bevölkerung von 360,000,000, wohl aber ist das zuviel für das arme Indien. Auf dem weiten Lande, in den unbeschreiblich primitiven Dörfern findet ein verschuldeter Akademiker einfach kein Auskommen, und in den Städten sind die höheren Berufe wirklich . . . über und über überfüllt.

Noch ein besonderes Wort zur Mädchenerziehung in Indien! Vieles ist nicht zu sagen, da das indische Schulmädchen, christliche ausgenommen, bis in die neuere Zeit gar nicht existierte. Die indische Mädchenwelt des

schulpflichtigen Alters ist tatsächlich nur zu 2 % in der Schule. In den letzten Jahren hat nun allerdings ein rascher Umschlag eingesetzt, zumal in der am meisten europäisierten Präsidentschaft Bombay. Die Entwicklung ist auch nicht mehr aufzuhalten, trotz gelegentlicher Proteste des starr-orthodoxen Hinduismus oder des fanatischen Islam. Auch der indischen Frauenwelt hat der Weltkrieg die Augen geöffnet; der Emanzipationstrieb ist geweckt und mit ihm eine Wissensgier. Zur Stärkung seiner politischen Bewegung hat auch Gandhi an die Frauen appelliert und wird die Geister, die er gerufen, nicht mehr los. Diesen femininen Aufbruch hat auch die Schule zu spüren bekommen. Im laufenden Jahre führt z. B. das schon genannte Franz-Xaver-Kolleg in Bombay unter 1728 Studierenden genau 300 junge Damen in seinen Registern, davon 83 Hindus, 116 Parsis, 87 Christinnen, 4 Mohammedanerinnen und 10 Jüdinnen. Die Zahlen sind sprechend für den Kenner des Stärkeverhältnisses der verschiedenen Religionen. Die Christinnen stehen dann im ersten Rang, gefolgt von den Getreuen des Zoroaster. Die Haremstöchter wagen sich noch kaum hervor. In den untern Schulen ist natürlich mit dem Mädchen auch die Lehrerin erschienen. Sie wird sicher auch auf den Universitätskatheder nachrücken.

Seit alten Zeiten ist in Indien der Lehrstand ein Ehrstand; freilich ist dabei zunächst an den Lehrer der Religion zu denken. Die Ehrung des Lehrers drückt sich aber durchaus nicht in einem hohen Einkommen aus. Der Dorfschulmeister mit seinen 30 Franken Monatsgehalt ist wirklich ein „armer Teufel". Allerdings braucht er ja keine Kleider, kein Mobiliar, keine Heizung, keine Bücherei und lebt von Reis und Früchten. Der Schulbetrieb ist überhaupt sehr billig; im Freien oder auch im Schulhaus hockt alles auf dem Boden; und statt einer Wandtafel dient die „Sandtafel". Die indische Schrift passt auch auf den Boden; sie ist eine Wurmschrift. — In der Stadt steigen die Gehälter bis 300 Franken in den oberen Klassen der „High School". Der Ausdruck in Schweizerwährung ist jedoch etwas irreführend. 150 indische Rupien haben lange nicht den Kaufwert von 300 Schweizerfranken. — Der Herr Professor am Kolleg kann es bis auf 500 Rupien, also 1000 Schweizerfranken, bringen. Natürlich ist mit dem Sturz des englischen „Pfund" auch die Rupie in die Tiefe gegangen. Oft wird gejammert, dass der „Educational Service" der mindestbesoldete Dienst sei. — Man trifft unter der indischen Lehrerwelt sehr intelligente und aufgeschlossene Leute. Doch im grossen und ganzen ist zu sagen, dass der Indier ein typischer Gedächtnismensch ist. Auch bleibt er leicht, bis zum Ende seiner Tage, ein Büchersklave. Dem Durchschnittsindier fehlt das eigentliche wissenschaftliche Interesse und die gesunde, geistige Selbständigkeit. Die Lehrkräfte der Universitäten sind heute in grosser Zahl Graduierte europäischer oder amerikanischer Hochschulen und geben sich als Dozenten schon weniger „indisch". Bis weit hinauf in den Primar- und Mittelschulen herrscht die Methode des geradlinigen Drills. Auf Formel und Schema werden die Beispiele und Uebungen eingestellt. Bei einem Schulbesuch oder Examen läuft dann alles wie am Schnürchen. Stellt man Beispiel und Uebung ein kleinwenig um, so weiss sich oft die ganze Klasse nicht mehr zu helfen. Ein indischer Maturand bringt es fertig, ein Dutzend gedruckte Aufsätze auswendig zu lernen in der stillen Hoffnung, es könnte etwas Aehnliches „drankommen". Die Lektüre der Examenspapiere ist denn auch manchmal die reinste Palimpsestenlesung. Das benützte Druckwerk schimmert förmlich durch.

Noch kurz „Schule und Religion" in Britisch-Indien! Grundsätzlich steht Religion, im konfessionellen Sinne, nicht auf dem indischen Stundenplan. Schon die Königin Viktoria hatte in ihrer berühmten kaiserlichen Proklamation an die Völker Indiens Staatsgarantien gegen „Proselytenmacherei" gegeben. In den Missionsschulen wird deswegen der Religionsunterricht am Anfang oder am Ende des Schultages erteilt. Die Nicht-Christen haben dann frei. Nur die Schottischen Presbyterianer haben zähe daran festgehalten, die Schule mit einer Bibelstunde für alle zu eröffnen; und sie wurden schliesslich in Ruhe gelassen. Sie drohten, sonst ihre Schulen zu schliessen. — In neuerer Zeit haben Hindu und Mohammedaner Vorstösse zugunsten ihrer Religionen unternommen. Die grossen Missionsschulen und Kollegien wären dadurch in eine verzwickte Lage geraten. Unter der Hand riet ihnen die Regierung, dann auch sofort Religion in den Stundenplan aufzunehmen. Positiv wünscht die Regierung einen allgemeinen Sittenunterricht auf naturethischer Grundlage, und

päpstliche Visitatoren verlangten wenigstens eine philosophische Gotteslehre. Die Sache wollte nicht recht ziehen. Der Indier ist schlau; er roch Lunte und drückte sich. In den Missionsschulen ist das Schulgebet eine Selbstverständlichkeit, obschon die grosse Mehrzahl der Schüler Nicht-Christen sind. Die Christen beten unbehelligt, und die andern nehmen eine geziemende Haltung ein. Konversionen, namentlich aus den höheren Schulen, sind seltener als Schalttage im Kalender. Doch damit berühren wir „Das Religionsproblem Indiens". Es aufzurollen und Abendländern in etwa verständlich zu machen, dazu ist hier nicht die Zeit und nicht der Ort.

Schliessen wir diese Darstellung des indobritischen Schulwesens mit den Bemerkungen, welche die Simon-Kommission am Ende ihres Berichtes macht!

1. Die Schulbildung ist im Zunehmen begriffen; jedoch liegt ein „schulgebildetes" Indien noch in weiter Ferne.
2. Der Lehrerstand muss gehoben und von einer verantwortungsbewussten Inspektion gestützt werden.
3. Die Schulfinanzen sollen nicht verschleudert und das Erziehungswesen selber soll administrativ vereinfacht werden.
4. Die gebildete Damenwelt des Landes ist zu ermutigen, die alten Vorurteile gegen Mädchenerziehung zu bekämpfen.
5. Die öffentliche Meinung zugunsten der Erziehung der bisher unterdrückten Volksklassen ist zu festigen und zu verbreiten.
6. Die finanzielle Bereitwilligkeit der höheren Klassen im Interesse der Erziehung ist zu begrüssen.
7. Ernste Reform des Erziehungswesens ist ein Gebot der Stunde. Geht es weiter wie bisher, so wird die Erziehung nicht nur für England eine Gefahr, sondern auch für Indien selber.

Wir Schweizer Erzieher kommen nach dieser Ueberschau vielleicht zu dem summarischen Schluss, dass auch unserem Heimatlande eine grosse Gefahr entstünde, wollte man unser Erziehungs- und Schulwesen mit zu vielen Fremdelementen durchsetzen. Will ein Volk sich selbst erhalten, so soll die Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes im besten Sinne bodenständig sein. Das ist noch lange keine Scheulederpädagogik.

Zürich. *Emil Kaufmann.*

Eltern und Schule

Ueber die häusliche Erziehung in Japan

Fremden in Japan fällt es oft auf, wie viel Freiheit den Kindern gelassen wird, wie sehr man ihren Willen tut, wie wenig sie gestraft werden. Lafcadio Hearn bemerkt irgendwo sehr richtig: „Japan steht auch hierin in Gegensatz zu anderen Ländern. Sonst sind es die Kinder, die am wenigsten Freiheit haben, je älter der Mensch wird, um so mehr erhält er; in Japan hat das Kind alle Freiheit, je älter der Mann wird, um so enger werden die Schranken." Schon die kleinen Kinder können tun, was sie wollen: Eigensinnig bestehen sie darauf, dass ihr Wille getan wird; wenn es nicht geschieht, dann schreien und toben sie; die gute Mutter sucht sie zu beruhigen. Wenn das nicht hilft, lässt sie sie toben, oder wenn dies zu lästig wird, tut sie ihren Willen; bestrafen wird sie dieselben nie, ausser wenn sie selbst in Zorn gerät. Das geschieht aber selten, denn ein Zornausbruch erniedrigt den Menschen zu sehr in den Augen der Japaner. Auch die Jungens im Schulalter haben viel Freiheit, wenig Strafe. Selbst der sonst so gestrenge Polizist auf seiner Runde schaut nach einer anderen Richtung hin, wenn er Kinder an Orten spielen sieht, die zu betreten sonst streng verboten sind. Auch zu Hause werden wenige Eltern auf der genauen Besorgung der Schulaufgaben bestehen, sie werden ermuntern, ermahnen, nicht aber zwingen. Ich wollte einmal einen Jungen von zwölf Jahren auf einen leichten Botendienst schicken, der